**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

**Band:** 106 (2010)

**Heft:** 1: Alltagsglück

**Artikel:** Grauer Fabrikalltag und mystisches Entzücken : aus dem Tagebuch einer jungen Frau zur Zeit des Ersten Weltkriegs

**Autor:** Hugger, Paul / Heilmann, Christian

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-118311

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106 (2010), 165–186

# Grauer Fabrikalltag und mystisches Entzücken

## Aus dem Tagebuch einer jungen Frau zur Zeit des Ersten Weltkriegs

Paul Hugger
in Zusammenarbeit mit Christian Heilmann

### Zur Genesis des Beitrags[1] *(von Paul Hugger)*

An der Sammlerbörse 2008 in Zürich bot mir ein Händler ein unscheinbares schwarz kartoniertes Schulheft zum Kauf an, liniert und mit dem Etikett «Tagebuch» versehen. Bis zur letzten Seite vollgeschrieben, in einer einfachen Schulschrift, hält darin eine junge Fabrikarbeiterin namens Ida aus Oberentfelden während sechs Jahren ihre Erfahrungen, Eindrücke und Empfindungen fest, zuweilen täglich, oft auch in grösseren zeitlichen Abständen. Vieles wiederholt sich, so wie eben der Alltag repetitiv ist, und darin liegt ein Element des Echten für ein Tagebuch. Als das Besondere dieses Textes erachte ich, dass hier eine junge Frau, in einfachsten Verhältnissen aufgewachsen, ihre Hinwendung zu einer vom Pietismus beeinflussten Lebensführung beschreibt, die entsprechenden Glücksgefühle, Momente des seelischen Entzückens, und dies durchaus nicht im vollen Einklang mit den Geschwistern, im Widerstreit vor allem mit einem der Brüder. Deutlich wird das Religiöse als Lebenshilfe, die selbst in ärmlichen Verhältnissen zu Glückserlebnissen führen kann.

Tagebücher dieser Art sind – mindestens für schweizerische Verhältnisse – nicht häufig, zumal es sich nicht um ein von den religiösen Gemeinschaften inspiriertes und erwartetes Zeugnis der Erweckung handelt, wie sie in süddeutschen pietistischen Kreisen oft nach vorgegebenem Muster verfasst wurden. Es handelt sich vielmehr um ein individualistisches Dokument eigener Prägung. Typisch allerdings dürfte der Einbezug von Zitaten aus der Bibel und frommen Gedichten sein. Sonst aber kommt der Alltag im Umfeld von Aarau zur Sprache, mit seinen Freuden und Leiden, den Zwisten und Enttäuschungen, den bescheidenen Augenblicken der Musse. Freud und Leid sind eng ineinander verwoben. Interessanterweise ist die Fabrikarbeit kaum je Gegenstand eines Eintrags – mit zwei, drei Ausnahmen; sie war wohl zu monoton und schien so nicht der Rede wert.

Dafür – und darin liegt ein weiterer Wert des Tagebuchs – finden der Erste Weltkrieg und seine Folgen ihren Niederschlag. Er steht wie eine graue Wand am Horizont und bricht z.B. mit dem «Heldentod» der vier deutschen Herrnhuter Brüder, die am Ort tätig waren, in den Alltag des Dorfes ein. Das Gleiche gilt später für die spanische Grippe.

Grundsätzlich aber interessiert das Tagebuch als Zeugnis der kargen Lebensweise junger Menschen, wie wir sie uns heute kaum mehr für diese Altersgruppe vorstellen können. Und schliesslich zeigen die Einträge, wie ausgeprägt die

Freundschaft unter jungen Frauen war, da ja der direkte Kontakt mit dem anderen Geschlecht stark eingeschränkt und kodifiziert war.

**Aus dem Tagebuch** *(von Paul Hugger)*

Und so beginnt der erste Eintrag am 25. Juni 1913 (18. Geburtstag): *«Schon längst ist es mein sehnlichster Wunsch ein Tagebuch zu führen. Nun bietet sich mir heute wieder Gelegenheit eins zu beginnen, denn ein neues Lebensjahr steht vor mir, nämlich das neunzehnte. Wohl auch dieses Jahr wird allerlei Freud und Leid in sich bergen, und so möchte ich nun anfangen, die manigfaltigen Erfahrungen und Führungen Gottes aufzuschreiben. Er möge Gnade geben, dass ich viele herrliche Erlebnisse notiren kann und so im Rückblick auf vergangene Tage, Stunden und Augenblicke, von denen ich einen besondern Segen und Eindruck empfand, wieder freudiger vorwärt's in die Geheimnissvolle Zukunft blicke, vor der es mir oft bange werden will …»*

Damit klingt die Tonalität des Tagebuchs bereits an.

*Ein bescheidener Geburtstag*

Wie klein der Aufwand für solche Tage damals war, zeigt ein weiterer Eintrag vom 25. Juni: *«[…] Ich würde wohl nicht's ins Tagebuch schreiben, wenn es nicht mein Geburtstag wäre, wo ich die Liebe meiner Angehörigen und denen, welche mir lieb sind, so handgreiflich verspühren durfte. Abends, als ich aus der Fabrik kam, sagte ich zur Mutter: ‹Mutter heute ist mein Geburtstag.› ‹Ja warum sagtest du denn das nicht eher, jetzt habe ich dir nicht's.› ‹Macht auch nicht's›, erwiederte ich. Das hatten meine kleinen Geschwister gehört. ‹Mutter, Mutter, gieb uns unser Sparbüchslein›, riefen alle aus einem Mund, ‹ich will Ida etwas kaufen, ich auch, ich auch!› ‹Ach nein, lässt es nur sein, ihr seid mir ja gleichwohl lieb›, sagte ich zu ihnen. Dann gingen sie zur Mutter und plagten sie aufs äusserste. Als sie es nicht erlauben wollte, fing Emmeli an bitterlich zu weinen. Nun war das Eis gebrochen. Aber o weh, der arme Fritzli hatte nur noch 2 Rp. Da half dann die Mutter, bis es 5 Rp. waren. Ganz gerührt hat es mich, wie die lb. Kleinen davonhüpften zum Konsum. Der Fritzli war zuerst wieder zurück und überreichte mir triumphirend ein Milchchocolädeli. ‚‹'s ist halt nur klein, aber weisst du, gut ist's, ich kann dirs schon sagen.› ‹Wollen grad sehn, ob du recht hast›, und wirklich wars ausgezeichnet, besonders weil's vom lb. Fritzli war. Als wir's gemeinsam verzehrt hatten, kam Lineli und Emmeli mit ihrem Chocolädeli. Sie hattens auf die Grösse abgesehen, es war aber eine geringere Qualität. Nun gut ist's gleichwohl gewesen, und gefreut hat's mich königlich, denn aus Liebe war's getan. Nebst den Blumensträussen, die ich von meinen Freundinnen empfing, hat mich etwas ganz besonder's erfreut. Meine liebe Schwester Bertha schenkte mir ein fertig eingerahmtes Bild. Es stellt*

*einen majestätischen Schutzengel dar. Dicht vor ihm steht ein junges Mädchen, das voll Vertrauen zum Engel aufblickt und beide Hände in die des Engels legt. Das ganze ist so ein anmutiges, erhebendes Bild. Darunter stehn dann noch die Verse von dem Lied: So nimm denn meine [Hände]. Das junge Mädchen mag so alt sein wie ich und hat noch etwas ähnliches von mir, nicht ihr hübsche[s] Gesicht; nein sonst so etwas wie man sagt die Gestaltung und Grösse, auch hat es die Zöpfe um den Kopf gebunden wie ich. […] Das Bild hängt jetzt in meinem Kämmerlein an einem Plätzchen, wo ich es von meinem Bett aus gut und bequem sehen kann.»*

Am 3. August 1913 ist die Rede von einem «Sonntagsschulkinderfestli», das ein Pfarrer Bay von Suhr unterhalb des Landenhofs veranstaltete: *«Alles freute sich von Herzen. Man sang, erzählte Geschichten, trank Tee und machte Spiele. Nur ich konnte mich nicht recht freuen.»*

Als Grund folgen die Verse eines Gedichts, wonach *«die Sünde, die mein Herz beschwert»* immer noch nicht verschwunden sei. Der Kampf mit dem «Bösen» wird weiterhin ein Thema sein.

Ein Herrnhuter Bruder namens Holder reist in die Missionen nach Afrika ab (7. September 1913), und Ida schreibt einem unbekannten «Heidenmädchen» einen Brief und legt eine Puppe bei; es ist ein Brief voller Gutgläubigkeit und Naivität (19. Oktober 1913).

### *«Dunkle Wetterwolken»*

Im November des gleichen Jahres bauen sich «dunkle Wetterwolken» am Horizont auf. Zunächst künden sie sich im nächtlichen Gespräch mit der Freundin Martha B. an: *«Auf dem Heimwege aus der Fabrik schüttete mir das lb. Martha B. sein wundes Herz aus. Es war stockfinster, und wir sahen keinen Schritt weit vor uns hin, nur den harten Boden spürten wir unter den Füssen. Wir liefen stillschweigend neben einander her, jedes in seine Gedanken vertieft. Endlich unterbrach Martha die Stille. ‹Ida, ich muss dir etwas sagen: ich trage es jetzt schon 5 Wochen mit mir herum. Du bist auch immer lieb zu mir gewesen und treu zu mir gestanden, sodass ich Dir alles sagen kann.› Es begann mit bebender Stimme: ‹Ida, ich werd nie dem Paul seine Frau.› Mir stand der Verstand still, obwohl ich etwas derartiges geahnt hatte. ‹Ja, aber Martha warum denn nicht.› ‹Er hat noch eine andere lieb, und es ist gar kein braves Mädchen, etwa so alt wie ich.› Es schluchzte laut, und die Worte kamen nur absatzweise von seinen Lippen. ‹Ich kann ihn gleichwohl nicht vergessen, ich muss eher noch viel mehr an ihn denken. Es ist fast zum verstöhrt werden. Gottlieb ist extra desswegen heimgekommen. Er hat ihm vorher noch alle Vorstellungen gemacht und ihn gewarnt, aber alles nützte nicht's. O, meine Hoffnungen alles, alles ist dahin.›»* (17. Dez. 13)

In der Folge gibt Ida den Inhalt sowohl des Abschiedsbriefs von Martha (in Du-Form) als auch der Antwort Pauls wieder (Sie-Form), der über das Verhalten

Marthas enttäuscht scheint. Aber *«ein armer Paul bin ich nicht, sondern ein reicher, sogar ein sehr reicher an Erfahrung und Enttäuschung».* (18. Dez. 13)

*24. Dez. 1913: «Dieses Weihnachtsfest hat für mich eine besondere Bedeutung»*

*«Bei uns ist es Brauch, dass wir das Weihnachtsbäumchen schon am Weihnachtsabend anzünden, weil Schwester Bertha an der Weihnacht im Pfarrhaus nicht fortkann. Wir alle waren recht fröhlich beieinander, wir sangen ein Lied ums andere, und wenn wir keine passenden mehr wussten, fin[g]en wir wieder von vorne an.*

*Bald folgte die Bescherung, was war das ein Jubel und ein gegenseitiges Danken; die Mutter weinte sogar, dass [sie], wie sie sagte, so wenig habe geben können und jetzt so viel bekommen habe. Ich glaube, es war aber nicht das allein, sondern an der Weihnacht ist sie immer so wehmütig gestimmt, und wenn sie dann singen hört, fängt sie jedes Mal an zu weinen. Das lb. Martha B. war auch bei uns, und so verrann die Zeit nur zu schnell. Bald zeigte die Uhr auf 10, und so musste Bertha wieder aufbrechen. Martha und ich begleiteten es noch bis zur Schmiedstube. Auf dem Heimwege geschah dann noch etwas ganz wichtiges, was ich mir schon lange vorher auf diesen Tag ausgesonnen hatte, und dann wurde ich noch bestärkt in meinem Vorhaben durch die Erlebnisse wegen Paul.*

*Also Martha und ich schlossen am Weihnachtsabend 1913 Freundschaft miteinander. Der lb. Gott möge diese unsere Freundschaft segnen. Er möge der Dritte im Bunde sein und uns helfen, dass eins dem andern ein Segen sein kann. Dieses und noch vieles andere gelobten wir uns gegenseitig. Dann war aber noch nicht alles abgetan. Denn Martha trinkt, seitdem es im Hoffnungsbund mitwirkt, keine geistigen Getränke mehr. Nun wollte ich auch dieses sein Ideal mit ihm teilen. Und so bin ich dann an diesem Abend zu dem Entschluss gekommen, auch nicht's geistiges mehr zu trinken, ausgenommen wenn ich gesundheitshalber nehmen müsste. […]*

*Noch lange sind wir hin- und herspaziert einander unsere Herzen ausschüttend. Ja wir haben gemeinsam noch schöne Stunden erlebt, Gott gebe, dass wir noch viele solche erleben.»*[2]

Von Weihnachten ist im Tagebuch noch weiter die Rede. Denn am Abend des 25. Dezembers war Ida bei ihrer Freundin Martha eingeladen. *«Ein wunderschönes Weihnachtskindli war zu ihnen gekommen. Ein lb. Mädchen aus der Fabrik von Erlinsbach namens Mina von Felten machte den Kindern das Christkind. Es war schneeweiss mit offenen Haaren in weissen Sch[t]rümpfen und sogar noch mit Flügeln. Hansli meinte desshalb zur Mutter: ‹Das ist aber ein rechtes Christkind gewesen, dem habe ich die Flügel gesehen.› Übermorgen erzählten sie dann meinem Schwesterli Emmeli von dem Christkind, dass es ein ganz rechtes gewesen sei mit Flügeln […].»*

Am 3. Mai 1914 denkt Ida an den kommenden 20. Geburtstag. Noch kann sie sich nicht recht damit zurechtfinden. *«Aber ich kann mit meiner lb. Freundin mit-*

*fühlen, heute an einem schönen Maisonntag. Prächtig grünt und blüht draussen die Natur, dass einem das Herz im Leibe lacht, da die grosse Allmacht unseres Schöpfers so deutlich zu Tage tritt.»*

Die kommenden Einträge äussern viele fromme Gedanken, auch Schuldgefühle und die Bitten um ein reines Herz. Offenbar bewegen Ida Dinge, die sie sehr belasten und von denen sie nur mit Andeutungen spricht. Ein Satz von Bruder Holder weist darauf hin: *«Wie können einem einfachen Fabrikmädchen solche Gedanken kommen.»*

### *1. August im Kriegslärm*

Die Glocken läuten und wecken bei Ida patriotische Gefühle. Aber jenseits der Grenzen tobt der Krieg. *«In allen Nachbarländern ist Krieg ausgebrochen, und an unsere Väter und Söhne kommt der Ruf des Vaterlandes, unsere Grenzen zu wahren.*

*Doch wo Gott nicht das Land bewacht, da wachen die Wächter umsonst. Ganz besonders viel hat die Mission unter dem Krieg zu leiden. Fürs erste ist das lb. Missionshaus fast leer geworden, fast alle deutschen Brüder haben in den Krieg ziehen müssen. Ob wir diejenigen noch einmal sehen werden, welche wir kennen? Der Herr gebe es!»*

Ein halbes Jahr schweigt das Tagebuch. Dann, am 1. Januar 1915, lesen wir: *«Wer hätte vor einem Jahre am Anfang von 1914 gedacht, dass dieses Jahr den schrecklichsten Krieg in sich birgt, den die Welt je gesehen hat. Wenn wir bedenken, was er jetzt schon für Jammer und Herzeleid gebracht hat und was er noch alles bringen wird, denn das Ende ist unabsehbar. Br. Eisenhard, Würtemberger, Tapferkeitsorden, ist seit dem 1. August im Krieg in Belgien, auch Br. Ostermeier (Unteroffizier), Br. Mante, Br. Bitzer in franz. Gefangenschaft. Werden wir sie wohl in diesem Jahr wieder einmal sehen, wenn nicht, so doch dann im Himmel, wo kein Tod uns mehr zu scheiden vermag. Br. Seitzunger, welcher seine Weihnachtsferien Hier zubrachte, muss am 8. Januar in die Kaserne einrücken. Er hatte noch eine sehr ernste Predigt über den Text: Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.»*

Berichte über Alltägliches und geistliche Emotionen vermischen sich in der Folge, wechseln unmittelbar ab und kennzeichnen eine junge Frau, die oft mit Gedanken zu kämpfen hat, die offenbar ihren religiösen und moralischen Leitsätzen widersprechen. Hier sei das Beispiel vom 10. April 1915 («Samstag nach Charfreitag») angeführt: *«Der schwerste Gang, den ich schon gemacht habe, ist wohl der heutige gewesen. Aber wie glücklich bin ich jetzt, dass diese Schuld, die mir schon manche trübe Stunde bereitet hat, nun im Reinen ist. Es brauchte wirklich Heilandskraft dazu; aber er schenkte sie mir auch durch 2 herrliche Worte, die ich mir aus dem Ziehkästchen zog [...].»* Ida macht sich auf den Weg, um eine alte «Schuld» bei zwei Frauen zu tilgen, findet dort Verständnis und kehrt beglückt heim.

Sie geht in die Gesangsstunde, wohl des Brüdervereins. Und da ärgert sie sich über ihre Gedanken: *«Warum kommen mir immer solche Gedanken; ich darf und will ja gar nicht so was denken, und doch kommen sie immer und immer wieder. […] Was soll ich thun, soll ich nicht mehr in die Gesangstunden gehen, wenn Br. S. da [ist] oder in die Bibelstunde. Oder l. Heiland hilf doch, dass er mich nicht immer anschaut.»* (8. Mai 1915)

*Der Wald als Andachtsraum*

Es gibt auch die unbeschwerten, glücklichen Tage. Der 16. Mai 1915 gehört dazu: *«Einen schönen Morgen durfte ich heute erleben im Kreise von lb. Schwestern von Kölliken und meiner Freundin Martha. Lina Matter, Ida Hägi, Ida Müller, Ida Suter, Anna Mathys, Martha und ich machten eine Morgenthur mit Rucksack und ohne Hüte ins Mühlethal und Hinterwil. Morgen 20 Min. vor 4 Uhr stand ich auf, ging dann noch zum Martha und weckte es mit einem [unleserlich] aus dem süssen Schlaf. ¾ auf 5 marschirten wir fort, ½ 6 Uhr waren wir in Kölliken, wo wir herzlich empfangen wurden. Sofort machten wir du zigs miteinander [duzten uns], und doch waren alle viel besser bestellte Mädchen, als ich bin. 2 sind auf Bureau, 1 ist Lehrerinasporatin, 1 Damenschneiderin und 1 daheim bei der Mutter und hilf[t] Bauern, und ich ein armes, dummes, unansehnliches Fabrikmädchen.»* Es habe untereinander einen eigentlichen Wetteifer gegeben, sich gegenseitig Gutes zu tun. *«Im Wald an einem schönen Plätzchen hielten wir dan[n] Morgenandacht. […] Auch das singen vergas[s]en wir nicht, ein Lied nach dem andern lies[s]en wir erschallen. Es konnten natürlich alle Kölliker wunderschön singen […].»*

Auch Pfingsten, 23. Mai 1915, erhält einen positiven Eintrag: *«Wieder einen schönen gesegneten Tag durfte ich heute erleben. Besonders der Morgen sucht seinesgleichen. Halb 5 Uhr ging ich in den Wald, wo ich mit den Vöglein Andacht hielt. Wie wunderschön ist's doch in diesem Tempel Gottes. Unwillkürlich steigen einem die Gedanken auf. Wie schön muss es erst im Himmel sein, wenn es hier schon so wunderschön ist. […]»*

Ida feiert am 25. Juni ihren 20. Geburtstag ohne grossen Aufwand. Aber *«zum Andenken an meinen 20. Geburtstag und zum Zeichen an die Reinheit, welcher ich mich aufs neue befleissen will, habe ich in meinem Zimmerli alles nur weisse Geranium hingestellt, natürlich für immer. So rein ohne Makel soll mein Herz sein und bleiben, wie diese Blumen vor dem Fenster. […]»*

*Die Ernte des Todes*

Der Krieg wirft weiterhin und vermehrt seinen Schatten auf den Schweizer Alltag: *«1. August 1915. Schon ein ganzes Jahr lang ist Krieg, und immer noch zeigen sich keine Aussichten auf Frieden. Schon mehrere Brüder aus dem Missionshaus*

*starben den Heldentod fürs Vaterland. Es ist wie ein Wunder in unseren Augen, dass Br. Eisenhardt, der schon ein ganzes Jahr immer vor dem Feind ist, noch lebt. Wills Gott, dürfen wir ihn noch einmal sehen und erzählen hören. Auch die andern Brüder, die wir kennen, leben noch alle […].»* Aber das dauert nicht lange, wie wir am 22. August 1915 erfahren: *«Wir sind in der Sonntagsschule. Frida Walther erzählt den Kindern von Joseph und seinen Brüdern. Auf einmal kommt Marie Widmer auf mich zu und fragt mich: ‹Ida, weisst du es, dass Bruder Eisenhardt gefallen ist?› Mir ging ein Stich durchs Herz. ‹Ist das möglich?› ‹Ja am 7. oder 9. August soll er gefallen sein; Missionar Erne hat Lina Huggenberger geschrieben.› ‹Nein, nein, wie traurig, das hätte ich nicht gedacht, da er nun ein ganzes Jahr lang immer so wunderbar bewahrt worden ist […].»* Es folgen religiöse Überlegungen als Trost.

Am 5. September tritt Ida Lüthy, ein «lb. Mitglied vom Missionsverein», ins Diakonissenhaus Neumünster Zürich ein: *«Es hat einen herrlichen Beruf erwählen dürfen, der nicht jedem vergönnt ist.»*

### *Erste «Fernfahrt»*

Es handelt es sich um eine Fahrt nach Herzogenbuchsee, rund vierzig Kilometer von Aarau entfernt. Das Beispiel belegt, wie wenig mobil junge Leute damals waren, wie eng der geografische Horizont des selbst Durchschrittenen war. Bei jungen Männern geschah eine Erweiterung oft erst mit dem Eintritt in die Rekrutenschule. Der Eintrag belegt zugleich die Sensibilität Idas für die Schönheit der Natur:

*«8. September 1915. Zum ersten Mal im Leben bin ich heute im Kanton Bern gewesen, nämlich in Herzogenbuchse. Wie ging das zu? Es ist Sonntagsschullehrerinnen Koverenz. Da wir nun sehr wenig Arbeit hatten, fasste ich Mut und frug um Urlaub. Um 8.20 Uhr fuhren wir in Schoenenwerd ab. Hedwig und Frida zahlten mir das Bylet. Gott vergelte es ihnen. Es war eine herrliche Fahrt. Überall sah man fleissige Leute auf den Feldern und in den Fabriken und Werkstätten. Bald durchbrach dann auch die Sonne den dichten Nebelschleier, der sie bisher noch verdeckt hatte, und beschien die schöne Natur, die jetzt noch so schön grün dalag, noch von keinen kalten Frösten bunt gefärbt, und die rotwangigen Äpfel und die sich gelbenden Birnen lachten einen so einladend zu, dass man wohl in Versuchung gekommen wäre, wenn der Zug es nicht so eilig gehabt hätte. Ich musste ganz unwillkürlich an all die Vergänglichkeit dieser Farbenpracht denken. Wie bald ist alles dahin. Eine kalte Frostnacht, und die Blütenpracht in den Gärten ist dahin, und wie bald werden die Bäume und Sträucher wieder kahl dastehen, eines neuen Frühling's harrend. Und was wird bis dann noch werden. Wird alles noch so sein wie jetzt. Wird es schlimmer oder besser sein. Wird unser Schwyzerländli immer noch eine Friedensinsel sein, wie sie es jetzt ist? Wenn man sich so vorstellt, all diese schönen Thäler und Hügel, diese fruchtbaren Äcker und Wiesen würden*

*in einen schauerlichen Kriegsschauplatz verwandelt, wie schrecklich wäre das. Solche und ähnliche Gedanken bewegten mein Gemüt bei dieser schönen Fahrt in der Morgenfrühe.»*

*Leid und Trost*

Der nächste Eintrag lässt fast ein Jahr auf sich warten. Am 21. Geburtstag, 25. Juni 1916, spricht Ida von viel «Gutem und Liebem», das sie im verflossenen Jahr erfahren durfte, *«aber auch das Leid blieb nicht aus. Zwar das Tagebuch erzählt nicht viel, aber wohl noch in keinem meiner Lebensjahre bin ich so viel und oft schwer angefochten worden. Bald wars im Freundeskreis, dann wieder in der Fabrik, dann wieder daheim gabs allerlei wegen E. und zuletzt noch diese unangenehme Geschichte wegen Fi. Olten.»* Sie tröstet sich mit religiösen Gedanken und Vorsätzen.

Dann folgt ein Abschnitt über ihren Bruder Ernst, der zeigt, welche Arbeitsbedingungen junge Leute damals in Kauf nehmen mussten: *«Gestern kam ein Brief von Ernst, der seid etwa 2 Wochen in Solothurn ist, in welchem er mitteilt, dass er am 1. Juli wieder heimkomme. Erstens wegen Krankheit, zweitens habe er nicht einmal ein Bett, sondern müsse nur auf der Heubühne schlafen und zum Frühstück hätten sie alle Tage Schnabs und Brot. Zum 3. arbeiten von morgens ½ 4 Uhr bis ½ 12 Uhr Nacht's und das bei bösen Meistersleuten. ‹Ich komme wieder heim zu Dir›, schrieb er der Mutter, ‹und wen ich keine Stelle finde, gehe ich in die Fabrik.› Dies Brieflein hat einen guten Eindruck gemacht auf mich. Wie es scheint, ist er schon ein bisschen mürbe geworden, denn für ihn brauchte es genau etwas Demut, das zu schreiben, da er ja vorher versichert hatte, nicht so bald wieder heimzukommen. Wir dürfen es auch als eine besondere Gebetserhörung betrachten. […]»*

*«Neujahr 1917. Sehr mildes Wetter haben wir in letzter Zeit. Heute pflückte ich sogar im Garten ein Sträusschen Frühblümchen für in die Blumenvase. Eine seltene Seltenheit.»*

*Zwist in der Familie*

Samstag, 6. Januar 1917: *«Ernst ist heute heimgekommen, aber anders als wirs erwartet haben. Als ich aus der Fabrik heimkam* [offenbar wurde am Samstagmorgen noch gearbeitet], *sass er gerade am Tisch und ass zu Mittag. Aber es war ihm nicht der Mühe wert mich zu grüssen. ‹He Ernst, man steht auch etwa auf und sieht einem an und grüsst einem auch.› ‹Hee mach dass du weg kommst, wenn Du nicht ins Stündli gingest, so thäte ich dich grüssen.› ‹Ja desswegen gehe ich gleichwohl, wenn du mich schon nicht grüssest.› ‹Ja dort draussen (in Wernetshausen) hat's auch so ein keibvoll [Menge].› Ich kann nicht sagen, wie mir's war nach*

*solcher Begrüssung, da man sich ein halbes Jahr nicht mehr gesehen hat. Ich hätte nur weinen und weinen mögen vor Herzeleid, dass Ernst, wie mir scheint, immer mehr von Gott weg kommt. Die lb. Mutter hat viel geweint und wenig geschlafen noch manchen Tag nachher. Noch viel wäre zu klagen über sein Benehmen, aber es soll begraben sein. Wills Gott, kommt er auch noch zum Verstand. Der Herr hat Mittel und Wege genug, auch um ein solches Bürschlein noch mürbe zu machen.»*

*Liebeswehen im Fabriksaal*

23. Januar 1917. *«Eine Überraschung sondergleichen. In der Mittagsstunde in der Fabrick sagte Martha zu mir, als wir wieder gemeinsam miteinander in den Fabriksaal wanderten: ‹Du als ich mittags auf's Körblein wartete, sah ich Hr. L. v. L. Ich bin ganz sicher, dass es ihn gewesen ist, ich habe noch extra zurückgeschaut, im Gogs und Überzieher.› ‹Jä› sagte ich, ‹potz tausend, sein Jümpferlein wird Freude haben. Der muss gewiss auch einrücken am 25., wie ja die andern alle auch. Ich hätte wahrlich nicht gedacht, dass der auch gehen müsste, ich hätte jetzt gedacht, das Geschäft würde ihn dispensieren.› Martha schaute mich nur immer verstohlen lächelnd von der Seite an. Als ich in den Saal kam, sagte ich zu Frida Suter: ‹Du, ich weiss etwas, Martha hat den L. gesehen.› ‹Jä dee›, sagte es ganz unfreundlich, ‹das habe ich doch schon gewusst, dass der auch einrücken muss.› Ich war ganz paff ob dieser Antwort. Es ist aber Tatsache, dass man oft das Gegenteil von dem, was im Innern ist, im Äussern sieht. Kommt er wohl auch in die Fabrik zu grüssen, musste ich immer denken. Es ist aber doch eigentümlich, dass ich gerade gestern und heute so ganz unangefochten war. Jetzt stürmten natürlich wieder die Gedanken und Erinnerungen aufs neue auf mich ein. Ja man kennt doch sein eigen Herz nie gut genug. Köstlich war's dann am Nachmittag. Etwa um 3 Uhr war's, ich stoferte gerade mit dem Messer am Stempel herum. Da schaute ich auf, und L. stand ganz nahe vor mir bei Giger. Ich schaute s'Nelly an, es hatte einen purpur roten Kopf, es schaute mich nun auch gerade an, und auch mir stieg das Blut bis in die Haarwurzeln. Ich musste nachher noch oft lachen über diese Dummheit.»*

Von L. v. S. oder G. ist schon früher – am 28. Sept. 1916 – die Rede, er muss ein Verwandter des Fabrikherrn gewesen sein, der den Fabrikmädchen offenbar den Kopf verdrehte.

*«Als ich Abend's heim kam, hatte Bruder Gottlieb alle seine Vaterlandsgeräte auf dem Tisch breitgelegt. ‹Ja musst du auch einrücken?› ‹Natürlich, heute kam das Aufgebot, am 25. Januar muss ich gehen.› ‹Ach du dauerst mich, bei dieser Kälte.› Die Mutter, Gottlieb und ich rollten dann den Kaput noch mitteinander, auch die andern Sachen alle wurden zurechtgemacht. ‹Ich will doch ein schneidiger Soldat sein›, sagte er.»*

*Kein lustiges Soldatenleben*

*«14. Febr. 1917. Gottlieb ist bald 3 Wochen an der Grenze. Nicht viel erfreuliches weiss er zu berichten. Erstens ist es bitter kalt, sodass viele[n] Soldaten die Ohren abfrohren. Zweitens nicht genug zu Essen, und drittens sind die Leute sehr unfreundlich mit dem Militär. Auch ist es eine Unordnung sondergleichen. Die Mäuse springen einem des Nachts übers Gesicht. In keinem Hause ist ein Abort, es ist fast nicht zum aushalten. Heute bekam ich eine Karte von ihm. Er schreibt unter anderem: ‹Wir kommen wahrscheinlich nächsten Freitag nach Laufen.› Was ihn aber sehr freue sei folgendes: Das Geschäft C. F. Bally habe ein Urlaubgesuch für ihn eingeschickt. Er komme wahrscheinlich, wenn es nicht's anderes gebe, Anfangs März nach Hause.*

*Ich freue mich wirklich auch für ihn, seine Begeisterung hat so wie so schon ziemlich nachgelassen. Er wird jetzt eine Ahnung haben von dem, was Dienst heisst.»*

*Silberne Hochzeit mit Tränen*

*«Pfingsten 1917, 27. Mai. Vor 25 Jahren feierten meine lb. Eltern Hochzeit, wo sie sich gegenseitig Liebe und Treue gelobten. O, wie viel Weh und Herzeleid schliessen diese 25 Jahre in sich. Die Mutter weinte schon am Morgen früh. Es kam ihr halt gar so manches in den Sinn. ‹O, ich nähme diese Zeit nicht mehr zurück. O, wenn [ich] vor 25 Jahren gewusst hätte, was ich jetzt weiss.› Ja, ja! Drum prüfe, was sich ewig bindet, wo sich das Herz zum Herzen findet. Die Mutter ging dann in die Kirche, der Vater nicht. Bertha liess einen feinen Kuchen backen zur silbernen Hochzeit und noch ein prächtiges Gedicht dabei.*

*Wir stellten nun die Sachen mit einem Blumenstrauss auf den Tisch, damit alles bereit sei, wenn die Mutter aus der Kirche komme. Sie hat dann wirklich auch grosse Freude gehabt. […] Um 4 Uhr verzehrten wir gemeinsam den Hochzeitskuchen. Fein ist er halt gewesen, besonders die Chocolade Glasur und die Buttergarnitur, ich nähme jetzt wieder ein Stück davon.»*

Erneut berichtet das Tagebuch von Ausflügen in die nahe Umgebung, in die Wälder vor allem, im Freundinnenkreis. Dabei wird früh aufgebrochen, meist um 5 Uhr.

*Von der Fabrikarbeit*

*«Montag, 11. Juni 1917. Wieder im Alltagsleben. Sehr wenig Arbeit haben wir, was das aller langweiligste auf der Welt ist. Um 10 Uhr kam Hedy, meine Meisterin. Du könntest im Saal J fegen helfen; es sind schon 2, aber es sollten 3 sein. Nun gings ans Fegen von Tischen und Schubladen, und meine saubere Schürze wurde*

*ganz schmutzig. Ein wenig missmutig holte ich mein Schurzleder. ‹Du musst auch immer gehen, s'ist gar nicht recht›, sagte Nelly zu mir. Jetzt erst fing's an zu grollen in mir. Das ist nicht's neues, sagte oder dachte ich, und weiter spann sich der Groll zum Ärger und bekam um 12 Uhr wieder frisches Oell, als Luise Hunziker auch noch sagte: ‹Du bist auch bald da, bald dort›, sodass noch einige Tränen dazu kamen. Ist das etwa das Glück, das mir die vierblättrigen Kleeblätter verheissen haben. Ja freilich, hiess es in mir, gerade das kann dazu dienlich sein. Ich spann allerlei Gedanken von Joseph, wie er habe die niedrigsten Arbeiten verrichten müssen und wie i[h]n dann Gott zu seiner Zeit erhöhte usw. Ich wurde wieder zufriedener. Um ½ 5 Uhr waren wir fertig mit der Fegearbeit. Ich hatte noch notdürftig gewischt und wollte nun den Abfall in den Schuttwagen tragen. Da kam gerade Hr. Lüscher, unser Atelie[r]chef, vom Cosino her. Bei der Heizung drüben wartete er, bis ich kam. Mit einem gar frdl. Gesicht schaute er mir entgegen. Dann hub er an: ‹Ja, ja, so geht's den Mädchen, die etwas können, man kann sie überall gebrauchen.› ‹Ja, wir wurden halt schon in früher Jugend an die Arbeit gewönnt›, entgegnete ich.*

*Ein solches Lob von Hr. Lüscher hätte ich wirklich nicht erwartet. Nun war ich ja wieder vielfach belohnt für die, wie ich meinte, erfahrenen Erniederung. Dass sie mich auf's neue anspornte und mir wieder neue Freude zum Schaffen gab, braucht nicht zuerst gesagt sein. […]»*

*Die Freundin stirbt*

Am 12. August 1917 notiert Ida: *«Gestern ist Martha Lindegger gestorben. O, wie gut ist's ihm gegangen. Das arme, arme Kind: nun ist's daheim, droben beim Heiland, den es so innig liebte, als es noch geistig gesund war. O wie manchmal hat es gesagt: ‹Mir ist, ich dürfe schon früh heimgehen.› Es ist mir, ich höre es noch singen: ‹Wer nach der schönen Gottesstadt ein sehnsuchtsvolles Heimweh hat, der soll nach Hause kommen.›*

*Ja, nun ist's zu Hause. Ja Herr, du nimmst's in Gnaden auf wie uns alle auch. Wir nahmen nun die Blumen, mit welchen in der Kirche dekoriert war [anlässlich einer Kreiskonferenz des Blauen Kreuzes], jedes ein Buket und betteten Martha in diese Blumen ein. Welch ein Marterbild war das, ganz unkenntlich. Ach und die langen steifen Hände und Finger. Es hat mich der ganze Anblick tief ergriffen. Da wurde mir der Spruch recht klar: ‹Sterben ist kein Kinderspiel.› […]*

*Margrit Gross feiert morgen Hochzeit. An dem einen Ort dunkel, an dem andern Licht.»*

Dankbar vermerkt Ida am 21. August 17, dass Ernst ganz unerwartet vom Zürichbiet heimgekommen sei. *«Er führt sich diesmal viel anständiger auf als das letzte Mal. Der Herr wird weiter helfen.»*

*Mystisches Jubilieren*

Am 10. Februar 1918, ein halbes Jahr nach dem letzten Eintrag, berichtet Ida von Vorträgen eines Evangelisten namens Binde, die sie «mit anhören durfte»: *«Wie war das herrlich, gewaltig und grossartig, diesen Zeugen Gottes zu hören, die grossen Taten Gottes, seine Gerechtigkeit und Heiligkeit zu verkünden. Wie er es verstand, uns arme Sünder auf den Heiland hinzuweisen. Er machte es uns handgreiflich klar, wie man nur zu kommen brauche und das Heil im Glauben zu erfassen habe. Auch mir ist es aufs Neue klar geworden, dass das Heil und die Gewissheit der Gotteskindschaft nicht auf Gefühlen beruhe, sondern allein auf unserm Wollen und Ergreifen im Glauben komme [es] an. O wie frohlockte ich und hüpfte ich, als ich die Bachstrasse hinauf wanderte. O ich bin ja auch Jesu Eigentum, ich bin also auch sein Kind, es kommt ja nicht auf unsere Gefühle an. Ja das war die gesegnetste Stunde meines Lebens. Dem geliebten Herrn und Heiland habe ich mein Leben übergeben. Er soll mein Lebensinhalt werden, er ist mein Bräutigam, mit Ihm habe ich mich verlobt am 10. Februar 1918.*

*Ich bin Dein und Du bist mein!*

*Ich will keines andern sein!»*

Das sind Gefühle und Entschlüsse, wie wir sie sonst im Umkreis katholischer Nonnen finden. Doch auch die seelischen Wirren und Versuchungen fehlen weiterhin nicht, so gemäss den Andeutungen in Einträgen vom 14./15. März 1918. Am 24. April aber steht zu lesen: *«Der Sturm hat sich ziemlich gelegt.»*

Ida fühlt sich für die Entwicklung ihrer jüngeren Geschwister mitverantwortlich, wie aus dem Eintrag vom 6. Mai 1918 ersichtlich ist: *«Lineli hat heute seine Lehrzeit bei Frl. Joho angetreten. Gott gebe, dass etwas recht tüchtiges aus ihm wird. Der lb. Gott hat auch da wieder herrlich geholfen. Die Lehrmeisterin ist nämlich auch Sonntagsschullehrerin, und so darf ich auf einen guten Einfluss rechnen.»* Die folgende Notiz vom 10. Mai weist ebenfalls darauf hin: *«Seit dem 6. Mai ist Bertha daheim. Im November wären es dann 8 Jahre, seit es eingetreten ist im Pfarrhaus. Jetzt will es vorläufig in die Fabrik, bis Lineli angelernt ist. Der Herr seg'ne unser zusammensein und mache mich immer geschickter zum dienen. Heute sind wir miteinander bei Herrn Lüscher gewesen. Wahrscheinlich kommt es zu Frau Roth in die Futterschneiderei.»*

*Die spanische Grippe*

*«25. auf 26. Juli Donnerstag auf Freitag. Das erste Mal in meinem Leben durfte ich meine Nachtruhe einer lb. Kranken hingeben, nämlich dem lb. Settli. Schon seit mehreren Tagen herrscht die Spanische Grippe, eine Epedemie. Sehr viele Leute liegen krank darnieder, und viele sind gestorben. Die Schulen und Gottesdienste sind geschlossen und überhaupt alle Ansammlungen von Menschen verboten. Settli ist au[ch] stark von dieser Krankheit ergriffen worden, sodass man um*

*sein Leben bangte. Nun durfte ich auch ein kleines Opfer bringen und bei ihm sein die Nacht hindurch. Sie verlief ziemlich ruhig, sodass ich nicht viel zu thun hatte. Das, was wir noch gemeinsam erlebten, ist tief in mein Herz geschrieben. Es war eine gesegnete Nacht. Dem Herrn sei Dank dafür. Settli hat sich befriedigt ausgesprochen zur Mutter über mich. […]»*

Am 2./3. September ist erneut von der Grippe die Rede: *«Beim Emilie (Stauffers) liegt die ganze Familie im Bett. Emilie und Stauffer bekamen noch die Lungenentzündung. Montag und Dienstag durfte ich bis 1/2 1 Uhr Morgens bei ihnen wachen. Die Krankenpflege macht mir viele Freude. Warum muss man auch in die Fabrik und Geld verdienen, so doch in so vielen Häusern Missionsarbeit zu finden wäre. Ich sagte nachher zur Mutter, man muss einfach denken, man sei in Afrika, dann kann man die Scheu und den Grausen noch eher überwinden.»*

Die Krankheit erfasst auch Ida: *«Dienstag, 10. Sept. 1918. Am 5. Sept. fühlte ich mich den ganzen Tag unwohl. Ich ass wenig zu Nacht und ging bald ins Bett. Am Freitag Morgen konnte ich nicht an die Arbeit und musste das Bett hüten. Am Abend kam der Doktor zu Suters; da liess ihn die Mutter auch schnell rufen. Er konstatierte den Anfang der Grippe, die ich natürlich bei Stauffers geholt hatte. Er verschrieb mir Pülverli! Nachher ein gutes Tränkli und viel schwitzen. Heute konnte ich nun wieder zum ersten Mal aufstehen. Aber wie schwach bin ich noch, ich möchte fast weinen. Kaum bin ich im Stande gerade zu sitzen auf dem Kanapee. Ach wie musste ich an die vielen, vielen Kranken denken, die Wochen, Monate, ja sogar Jahre das Bett hüten müssen und dazu noch grosse Schmerzen aushalten. […]»*

*«Montag, 16. Sept. 1918. Fast dünkt es mich, es sei ein halbes Jahr seit ich zum letzten Mal in der Fabrik gewesen bin; es ist mir fast ein wenig schwer geworden, wieder anzufangen heute, besonders da noch wenig Arbeit ist. Aber es ist ganz gut gegangen. Alle waren so lieb zu mir. Überhaupt durfte ich sehr viel Liebe erfahren während der Krankheit. Sogar Herrn Pfarrer ist noch einmal zu mir gekommen, was mich besonders freute. Am Samstag war ich noch bei Herrn Doktor, um den Krankenschein [aus]füllen zu lassen. Fast bin ich erschrocken, als ich den jungen Arzt Vertreter (Wälchli) von Dr. Forster sah. Nein, einen solch jungen Arzt. Er ist gewiss kaum älter als ich. Ich sah i[h]n nämlich nie im Gesicht, da er der Ansteckungsgefahr wegen immer eine Larve trug. Sehr lieb und nett ist er aber gewesen. Wie herrlich, wenn er ein Christ wäre. Hr. Dr. Forster hat auch die Grippe und auch Marie Huber und Frau Stauffers. Gottliebs holten die Grippe bei Stauffers. Es ist aber auch kein Wunder, besonders noch wegen dem auf den Boden spucken. Ich bin sehr froh, dass sie niemand von mir geerbt hat.»*

Es folgt eine Affäre übler Nachrede, die dann unter den Frauen in einer gemeinsamen religiösen Sitzung beigelegt wird: *«19. Okt. 1918. Sonntag. Gott sei Dank. Der Herr hat alle meine Geschwister wieder genesen lassen. Gottlieb, Fritz und Lineli waren alle an der Grippe erkrankt. Aber der Herr war gnädig. Gottlieb kann Morgen Montag wieder seiner Arbeit nachgehen. Fritz durfte seit Freitag wieder das Bett verlassen und ist wieder munter und voller Fanten [Possen, Grillen Id*

*1,874]. Lineli ist heute wieder zum ersten mal in der Stube drunten. Es ist 9 Tage im Bett gelegen. Bei keinem trat sie so stark auf wie bei ihm; auch hat's bei ihm auf's Herz geschlagen, verbunden mit sehr starkem Nasenbluten, sodass wir fast um sein Leben bangten. Nun ist's gottlob wieder besser.*

*Die Schulen, Gottesdienste und überhaupt alle Ansammlungen von Menschen sind bis auf weiteres zu unterlassen. Es ist das das zweite Mal in diesem Jahr, dass dieses Gebot erlassen wird, der Ansteckungsgefahr wegen. Gott gebe, dass es das letzte Mal sein wird. Die Grippe regiert viel schrecklicher und bösartiger als im Sommer. Schon viele blühende Menschenleben hat sie dahingerafft. Auch in den kriegführenden Ländern regiert sie sehr. Und doch will man noch keinen Frieden. […]*

*Eine ganze Woche lang durfte ich Krankenpflegerin sein bei Familie Sommerhalder. Es war keine leichte Woche, aber der Herr hat mir Tag für Tag wunderbar durchgeholfen. Diese Woche wird mir noch lange in Erinnerung bleiben. Es war eine schwere, aber umso herrlichere Woche.»*

In den letzten Eintragungen ist von der Grippe nicht mehr die Rede. Sie enden mit dem Pfingstmontag, 9. Juni 1919, und bringen viele religiöse Gedanken und Entschlüsse, Bemerkungen zu den Geschwistern, die dem Schulalter entwachsen, und schliessen mit einem Bericht über einen Ausflug als «Wandervögel» hinauf auf die Wasserfluh.

Eine Gesamtschau ergibt, dass dieses Tagebuch über sechs Jahr wie eine Melodie immer wieder die gleichen Motive oder Themen enthält: als Dominante das religiöse Leben, die entsprechenden Gelöbnisse und die dem entgegengesetzten Versuchungen, dann das bescheidene Alltagsleben zuhause und in der Fabrik, der hohe Stellenwert der Freundschaft unter jungen Frauen und schliesslich das Entzücken an der Natur.

Soviel zunächst zum Tagebuch; was aber weiss man aus anderen Quellen vom Leben dieser damals jungen Frau?

## **Ida Umiker – ein Lebenslauf** *(von Christian Heilmann)*

### *Oberentfelden zur Zeit der Kindheit von Ida Umiker*

Oberentfelden liegt ungefähr 5 Kilometer südlich von Aarau. Die Waldgebiete Tann im Westen und Berg im Osten bilden die seitliche Begrenzung. Die hauptsächlichen Wohnplätze konzentrierten sich um 1910 auf den eigentlichen Dorfkern mit dem Platz beim Restaurant Engel und dem Unter- bzw. Oberdorf. Zwischen dem Feuchtgebiet der Brunnmatten und dem Tann befand sich der Ortsteil Holz, in dem Ida lebte. 1930 war die Einwohnerzahl des gesamten Dorfes auf 2238 gestiegen. In Oberentfelden gab es um 1910 nur wenige industrielle Arbeitsplätze. So vor allem die Bürstenfabrik Walther AG (1911: 61 Mitarbeiter) und die Papierfabrik Knoblauch. Die meisten Menschen arbeiteten aber in der Landwirtschaft.

Erst in den folgenden Jahren kamen noch weitere Industriebetriebe hinzu. So z. B. die Schuhfabrik Ammann.

Bedingt durch die Lage des Ortsteils Holz bildete sich hier ein stärkeres Zusammengehörigkeitsgefühl bei den Bewohnern. So war die Verbindung vom Holz ins Dorf häufig so überschwemmt, dass man die Wassergräben als notdürftige Fahrwege benutzen musste. Dieser Übelstand wurde erst mit dem Bau des «Weges durch die Matten» – der heutigen Schönenwerderstrasse – 1920 behoben. Vorher schlängelte sich ein Fussweg durch dieses Gebiet.

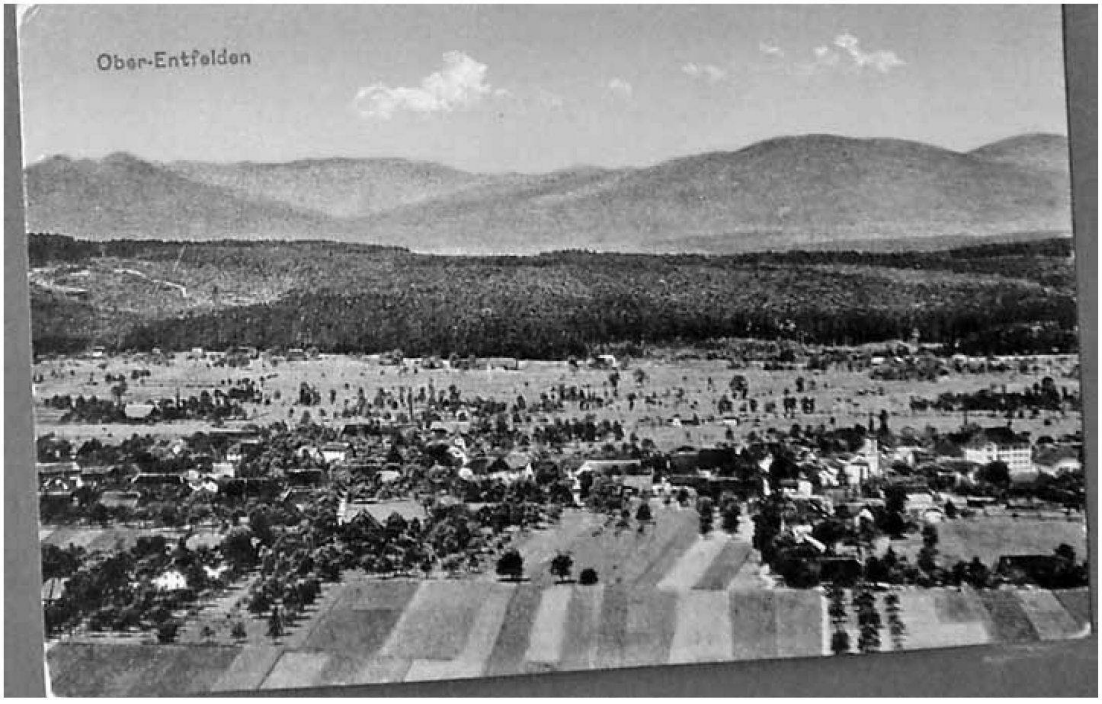
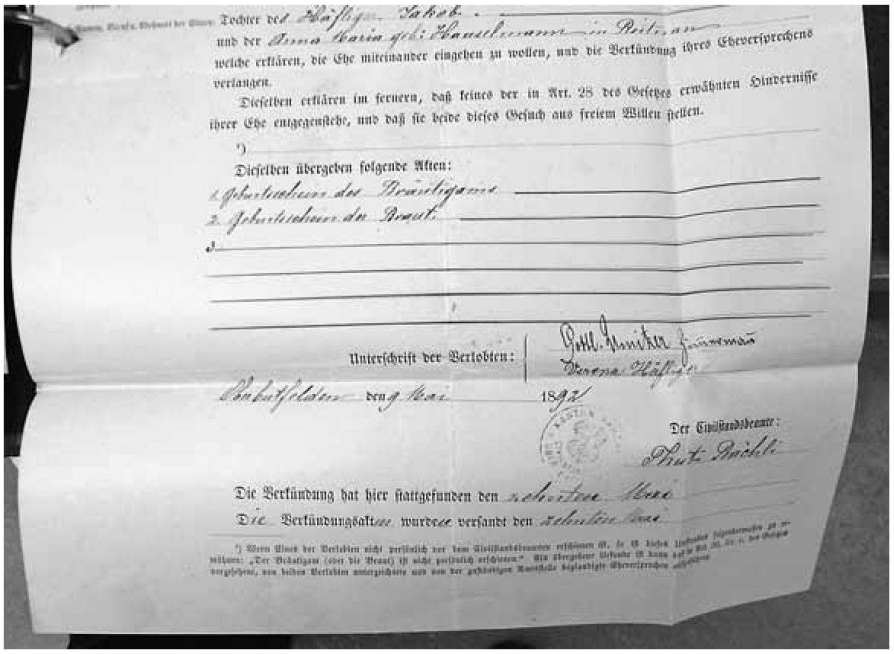



*Abb. 1:* Postkarte um 1920 mit dem Dorfkern und am oberen Bildrand der Ortsteile Wallenland (links) und Holz (Privatbesitz Samuel Schürch, Oberentfelden)

## *Ida Umiker und ihre Eltern*

Der Vater, Gottlieb Umiker (* 17.2.1861 Suhr; † 18.10.1931 Oberentfelden), war Zimmermann. Er liess sich spätestens 1892 in Oberentfelden nieder. In diesem Jahr heiratete er dort Verena Häfliger (* 1.9.1866. Schöftland; † 12.10.1950 Oberentfelden) und kaufte sich im gleichen Jahr einen Hausteil am Rütiweg 11. Seine Enkelin Eva Müller beschreibt ihn als kränklich, ruhig und still. Von ihrer Grossmutter sagt sie, sie sei eine «vorbildliche Christin» gewesen.



Tochter des Häfliger Jakob
und der Anna Maria geb: Hauselmann in Reitnau
welche erklären, die Ehe miteinander eingehen zu wollen, und die Verkündung ihres Eheversprechens verlangen.

Dieselben erklären im fernern, daß keines der in Art. 28 des Gesetzes erwähnten Hindernisse ihrer Ehe entgegenstehe, und daß sie beide dieses Gesuch aus freiem Willen stellen.

*)

Dieselben übergeben folgende Akten:

1. Geburtsschein des Bräutigams
2. Geburtsschein der Braut.
3.

Unterschrift der Verlobten: Gottl. Lenker Zimmermann / Verena Häfliger

Vorbutfelden den 9 Mai 1892

Der Civilstandsbeamte: Pruti Bächli

Die Verkündung hat hier stattgefunden den zehnten Mai

Die Verkündungsakten wurden versandt den zehnten Mai

*) Wenn Eines der Verlobten nicht persönlich vor dem Civilstandsbeamten erschienen ist, so ist dieses Unterschrift folgendermaßen zu erwähnen: „Der Bräutigam (oder die Braut) ist nicht persönlich erschienen." Als übergebene Urkunde ist dann auf [illegible] vorgesehen, von beiden Verlobten unterzeichnete und von der zuständigen Amtsstelle beglaubigte Eheversprechen [illegible]

*Abb. 2:* Heiratsurkunde der Eltern (Familienbesitz).

*Abb. 3:* Das Haus am Rütiweg 11 links und am Wackerweg 1 rechts (Familienbesitz).

Dieses Haus stand im oder beim Gemeindewald. Erst in den Notzeiten des Ersten und Zweiten Weltkriegs wurde der Wald bis zur heutigen Grenze zurückgedrängt. Da der Wald den Ortsbürgern gehört, stand das Haus lange auf Gemein-

deboden. Auf dem gerodeten Land befinden sich heute auch die Sportanlagen einschliesslich des Bades von Ober- und Unterentfelden. Beim Tod von Vater Gottlieb erfahren wir, dass er ein Grundstück von 5,09 Aren besass, auf dem sich das Haus befand und auf dem im Todesjahr die Bäume eines Baumgartens standen.

*Idas Leben*

Ida wohnt ihr ganzes Leben in Oberentfelden im Haus Rütiweg 11. Sie wird dort am 25.6.1895 als drittes von insgesamt zehn Kindern geboren und bleibt bei ihren Eltern bis zu deren Tod. Kurze Zeit vor ihrem Tod († 1980) wechselt sie dann noch nach Suhr ins Krankenheim Lindenfeld. Daher hinterlässt ihr Lebensweg wenig Spuren in den Archiven.

Um uns die Lebensumstände von Ida etwas besser zu veranschaulichen, lesen wir, was ihre Zeitgenossin, Anna Baumann, die auch im Ortsteil Holz aufgewachsen ist, berichtet. Über ihren Schulweg schreibt sie: *«Mir Chind vom Holz händ en ordli wyte Schuelweg gha, bsonders im Winter, wenns höch Schnee gha het, und mir a de Holzschuene alli paar Schritt d'Stolle händ müesse abschloh. Mer het ned gschnützt und gsalze, für was au, mer het jo no nüt gwüsst vo Auto [...]*

*[...] Zwüsche dene Flüsse inne [Uerke und Suhre] hets Wässermatte gha und bis a d'Grenze vo Sohr hets 21 Quelle gha. I dene Wässermatten hets en Flora gha, wie mer wyt umenand i kei schöneri het chönne finde, [...].»* [Heimet, S. 11]

Wie wir aus dem kurzen Nachruf auf Idas Leben erfahren, den der Bruder Fritz verfasst hat, arbeitete Ida 50 Jahre bei der Schuhfabrik Bally in Schönenwerd, wo zeitweise auch andere Geschwister beschäftigt waren. Von ihrem Wohnort im Holz in Oberentfelden musste sie durch den Wald (Tann) täglich nach Schönenwerd laufen. Anna Baumann arbeitete selbst einige Zeit in der Fabrik. Darüber schreibt sie: *«Während der Unterwysigsziet bini au wie Tante Rosa of Schönewerd i d'Schuefabrik Bally go schaffe. Ich be grad ane Maschine cho woni ha müesse lehre schürfe. Es muess jo alles zerscht glehrt sy, aber wenn öppis vergrote esch, hani doch Angst gha, wenn is der Meischtere ha müesse zeige. Sie escht aber ganz en Liebi gsy, und het mi tröschtet, es muess alles glehrt sy und do göngs ned ohni en Lehrplätz.»* [Gschichte, S. 5]

Und über ihre Tante, die während 41 Jahren bei Bally gearbeitet hat, heisst es:

*«Tante Rosa het eozmol e der Ballyfabrik in Schönenwerd 10 Stund geschaffet für ne Frs. im Tag, 10 Rappen i. der Stund. Am Morge en Stund laufe dore Wald, am Obe wieder en Stund hei.»* [ebd., S. 13]

Leider berichtet Ida im Tagebuch fast nichts über ihre Arbeit. Wir erfahren nur einmal, dass sie einen Stempel schnitzen musste. Diese wurden für die Kennzeichnung der Schuhe benötigt.

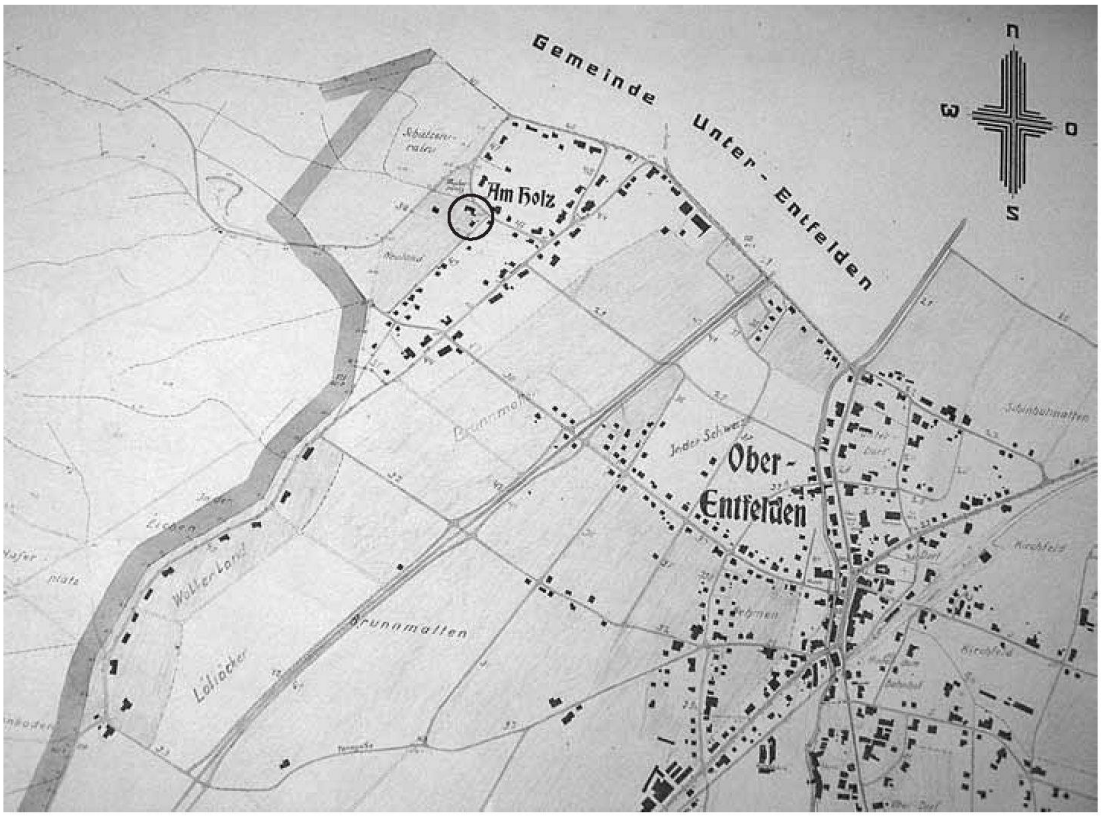



*Abb. 4:* Kartenausschnitt von 1920 (Gemeindearchiv Oberentfelden)

## *Der Missionsverein und Oberentfelden*

Frauen der Oberentfelder Familie Häfliger hatten um 1880 Kontakte zur Basler Mission aufgebaut. Davon zeugt vor allem der intensive Briefwechsel der ledigen Tochter, Susanna Häfliger. So kam es, dass Missionare der Basler Mission hier gastfreundlich aufgenommen wurden. Wenn sie dann wieder unterwegs waren oder nur nach Basel zurückgegangen waren, gingen Briefe hin und her. Im Übrigen hat die gleichnamige Mutter von Ida, Verena Häfliger, nichts mit dieser Familie Häfliger zu tun. Wie weit sie auch im Verein engagiert war, liess sich nicht nachweisen.

Für die Frauen in Oberentfelden muss diese Verbindung zur Basler Mission faszinierend gewesen sein. Hier kamen Männer ins Dorf, die gebildet und zum Teil bereits in der halben Welt herumgereist waren. Anderseits war dieses Erlebnis der «heilen» Welt für die Missionare beeindruckend. Häufig waren es Männer aus dem süddeutschen Raum, denen der soziale Kontakt fehlte. Ein gemütliches Zuhause vermissten sie wohl schon länger. So war es für beide Seiten eine befruchtende Erfahrung. In den Briefen der Missionare werden dann auch der Kachelofen und das gemütliche «Prophetenzimmer» erwähnt. Die Briefe der Missionare schrieb Susanna ab und verteilte sie an die Frauen der Gruppe. Auch nach ihrem

Tod blieb diese Verbindung von Oberentfelder Frauen zur Basler Mission bestehen, wie es im vorliegenden Tagebuch schön dokumentiert ist.

Die Missionare besuchten auch den Rütihof und Muhen. Dort predigten sie bzw. leiteten Bibelstunden. In den Briefen wird immer wieder ein Gruss an die «Tante» aufgetragen, deren Name aber nicht erwähnt wird, die aber wohl Mittelpunkt der Bewegung in Oberentfelden war.

*Abb. 5:* Frauen des Missionsvereins 1911 (Abb. aus «Mer luege zrugg», 1984, S. 114)

Dieses Foto der Frauen des Missionsvereins (eingekreist Ida, gemäss ihrer Nichte Eva Müller) stammt aus dem Jahr 1911. Es ist vor dem Haus an der Hinteren Bahnhofstrasse 7 entstanden, das damals noch der Familie Häfliger gehörte. Gemäss dem Buch «Mer luege zrugg» (1984) wurde der Weg am Haus vorbei damals in der Bevölkerung «Missionsgässli» genannt. Das Haus wurde 2008 abgerissen.

### *Was ist von Ida Umiker geblieben?*[3]

Bewohner von Oberentfelden erinnern sich an sie als Einzügerin der Mitgliederbeiträge für die Basler Mission. Von Zeit zu Zeit wird aber auch ihre Mitgliedschaft im Samariterverein oder ihre Tätigkeit als Sonntagsschullehrerin erwähnt.

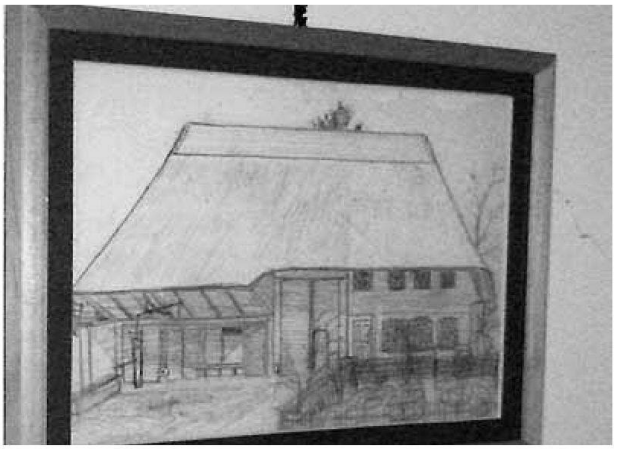


*Abb. 6a und 6b:* Das Haus an der Hinteren Bahnhofstrasse 7 (Zeichnung und Fotografie: Privatbesitz Familie Walther)

*Abb. 7:* Ida (links) mit Schwester Lina und Eltern (1925) (Familienbesitz)

*Abb. 8:* Ida Umiker mit 80 Jahren (Familienbesitz)

**Abschliessende Überlegungen** *(von Paul Hugger)*

Man mag sich fragen, wieso ein so bescheidenes Tagebuch einer armen jungen Frau in extenso vorgeführt wird. Die neuere Volkskunde des deutschen Sprachraums hat lange solche Texte vernachlässigt, hat sie als nichtssagend und als Ausdruck einer Naivität abgetan, die sich – vor allem wenn es um unterbürgerliche Schichten ging – entsprechend «ausbeuten» liess. Gerne wurden Phänomene und Zeugnisse, die auf religiösen Erfahrungen beruhten, als «passé», als süsslich und inhaltslos eingestuft. Sozialgeschichtliche Untersuchungen, vor allem zum Arbeitermilieu, standen seit den 1970er-Jahren im Vordergrund. Sie sollten u.a. die Unterdrückungsformen der herrschenden Schichten aufzeigen. Als Folge wurden Arbeiten zur Volksfrömmigkeit im engeren Sinne seltener; die entsprechende Fachrichtung verwaiste mehr und mehr, wie es unlängst der Berner Historiker Peter Hersche eindrücklich aufgezeigt hat.[4] Man übersah dabei, wie bedeutend religiöse Überzeugungen und Praktiken für die Gestaltung des Alltags und die Bewältigung schwieriger Lebensumstände waren und sind, und dies gerade auch bei den weniger «gebildeten» Schichten der Bevölkerung. Dafür ist das Tagebuch Idas meiner Ansicht nach ein sprechendes Zeugnis.

## Ungedruckte Quellen

[Ida Umiker:] Tagebuch. 25. Juni 1913–9. Juni 1919
Akten aus dem Gemeindearchiv Oberentfelden
Akten aus dem Archiv der Mission21 in Basel
Familienregister der Gemeinde Thalheim, AG, Staatsarchiv Aarau

## Gedruckte Quellen

Baumann, Heinz und Walter Linder: Mer luege zrugg, Alte Fotografien von Unter- und Oberentfelden. Schöftland 1984.
Baumann, Annemarie: Öppis us mim Heimetdorf. Oberentfelden [1974].
Baumann, Annemarie: Gschichte us mim Läbe. Oberentfelden [ohne Jahr].

## Anmerkungen

1 Als besonderen Glücksfall betrachte ich (P.H.), dass ich in Christian Heilmann, Chef der Ausleihe an der Zentralbibliothek Zürich und Gemeindearchivar von Oberentfelden, einen begeisterten Mitautor fand, der mit Akribie das gesellschaftliche Umfeld der Tagebuchautorin freilegte. Ihm gilt mein besonderer Dank.

2 Der Freundschaft unter Gleichgeschlechtlichen kam früher bei Adoleszenten eine grosse Bedeutung zu. Sie wurde nicht leichtsinnig geschlossen, sondern nach längerer Wartezeit, und hatte verbindlichen Charakter, der meist durch ein entsprechendes Ritual bestätigt wurde. Das belegt ein weiteres Tagebuch aus dem Kanton Aargau, diesmal von einem männlichen Verfasser, das von Burkhard Reber geschrieben wurde: «Freundschaft Du machst mich fast betrunken.» Tagebuch eines Bauernburschen aus dem Aargau 1867–1868. (Das Volkskundliche Taschenbuch, 49). Zürich 2008.

3 Zum Vorgehen bei der Recherche: Paul Hugger konnte mir (C.H.) aus dem Tagebuch die Daten für den Einstieg anbieten. So fand er im Text den Namen der vermutlichen Verfasserin. Beim Durchlesen des von Hugger bearbeiteten Textes stiess ich auf das Datum der Silbernen Hochzeit der Eltern Umiker. Da alle Umikers ursprünglich Bürger von Thalheim AG waren, liess sich das entsprechende Familienblatt im Staatsarchiv Aarau schnell finden. Damit waren alle Geburtsdaten und die Namen der Familienmitglieder bekannt. Das Todesdatum der Eltern lag nun ebenfalls vor. Über die Steuerinventare auf der Gemeindekanzlei und die seinerzeitigen Verkündungsakten liessen sich weitere Daten ergänzen. Über eine Datenbank der Liegenschaftsbesitzer von Oberentfelden aus den entsprechenden Jahren war es einfach, den Hauskauf zu belegen. Da in diesem Hausteil heute eine Nichte von Ida Umiker, Eva Müller, wohnt, konnte ich weitere Details zur Familie erhalten. Ich möchte ihr danken, dass sie mir bereitwillig Auskunft gegeben und Fotografien der Familie zugänglich gemacht hat. Weitere Angaben über den Tod von Ida und deren Eltern ergaben sich aus den Todesanzeigen in der Tagespresse und vom Grabstein des Gemeinschaftsgrabes von Oberentfelden.
Anfangs war es sehr unsicher, welcher Tätigkeit Ida Umiker nachgegangen ist. Auch hier liess sich mit der Auswertung verschiedener Hinweise die Vermutung bestätigen, dass sie wohl in Schönenwerd bei Bally gearbeitet hat. Erst mit dem Nachruf im Pfarrarchiv war dies definitiv bewiesen. Etwas schwieriger wurde es mit der Tätigkeit von Ida Umiker für die Basler Mission. Es lag nur ein Foto in dem Buch «Mer luege zrugg» vor. Durch ein Ausschlussverfahren und Gespräche mit verschiedenen Einwohnern von Oberentfelden erhärtete sich, dass es bei dem Missionsverein um die Basler Mission (Heute Mission21 in Basel) ging. Mit dem Auftauchen des gleichen Bildes bei Eva Müller, das aber einen grösseren Hausausschnitt zeigt, konnte das Haus eindeutig bestimmt und das Foto datiert werden. Bei einem Besuch im Archiv der Mission21 konnte ich die Korrespondenz einer ehemaligen Bewohnerin des Hauses – Susanna Häfliger – einsehen. In der Zwischenzeit bekam ich auch noch Rückmeldungen von Bewohnern Oberentfeldens, die Ida Umiker gekannt hatten.

4 Religiöse Volkskunde – Stille Bestattung oder Phönix aus der Asche? In: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte. 102. Jg. 2008. S. 393–414.